



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kulturgeschichte der Neuzeit

d. Krisis d. europäischen Seele von d. schwarzen Pest bis zum 1. Weltkrieg

Romantik und Liberalismus, Imperialismus und Impressionismus

Friedell, Egon

München, [1950]

Der "Zeitgeist"

[urn:nbn:de:hbz:466:1-79667](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-79667)

Weltgewandtheit, Versiertheit und Fingerfertigkeit, schriftstellerischen Sicherheit und propagandistischen Energie, wie sie auch nicht gerade das Merkmal der Jugend zu bilden pflegt. Aber mit lauter unsympathischen oder minderwertigen Eigenschaften hätten sie doch nicht die großen geistigen Erfolge erringen können, die sie ganz unleugbar gehabt haben! Welchem Umstand verdankten sie denn also die breite und starke Wirkung, die sie ausübten?

Die Frage beantwortet sich von selbst: sie waren die Stimme der Zeit. Sie drückten aus, was alle laut oder leise, hell oder dumpf fühlten; sie taten dies allerdings nur in einer rein negativen Form: sie opponierten gegen die unbeschreibliche Langeweile, Gefühlsträgheit und Geistesstarre, in die ihre Epoche verzaubert war. Sie zerrissen die trübe Luft, die über der Welt lagerte, und brachten Licht und Klarheit in die menschlichen Beziehungen. Es war freilich nichts weiter als die Klarheit, die Selbstverständlichkeit, das billige und ordinäre Licht der Alltagsweisheit, aber es wirkte doch erleichternd und befreiend: denn was hatte der deutsche Bürger von all der bisherigen Mystik und Romantik, die ihn nur verwirrte, und von seinem ungemein reichen und tiefsinnigen Hegel, von dem er nicht ein Wort verstand? Nun aber kamen auf einmal Menschen, die, obgleich sie gedruckt schrieben, doch ganz in seiner Sprache schrieben, flüssig, einfach und eingängig. Und doch auch wiederum nicht in seiner Sprache, sondern pikant, geistreich und bunt; und das war der zweite Grund des Erfolges. Esprit hatte der Deutsche bisher nur als schwer zu erlangenden französischen Importartikel gekannt, nun hatte er ihn im eigenen Lande: den guten Witz, den man am Biertisch weiterkolportieren konnte, den kleinen literarischen Skandal zum sonntäglichen Morgenkaffee, kurz, das Feuilleton, das wir seither nicht wieder los geworden sind.

Der „Zeitgeist“ Wir haben schon mehrfach darauf hingewiesen, daß fast jedes Zeitalter eine Leitvokabel besitzt, der es blindlings folgt, eine Chiffre, die es für den Schlüssel zu allen Geheimnissen hält. Für das junge Deutschland lautete dieses zauberkräftige Schlagwort: „Zeitgeist“. „Die Zeit ist die Madonna des Poeten“ sang Herwegh. Die Zeit aber war der Tag. Dies meinten sie mit dem „Realismus“,

dem sie sich verschrieben hatten: es war die spezifische Spielart der Wirklichkeitsanbetung, wie sie die Zeitung vertritt, ein Wortrealismus, der die Phrase für wirklich nimmt, ein Lügenrealismus, der seine Unwahrheiten oder Halbwahrheiten so lange und so intensiv wiederholt, bis sie wirksam und daher wahr werden. Dabei haben sie das Genre des Feuilletons nicht einmal mit wirklicher Meisterschaft gehandhabt; es hat erst später stilistisch in Speidel, inhaltlich in Kürnberger, stilistisch und inhaltlich in Bahr die letzte Stufe der Vollendung erreicht. Wir waren im vorigen Bande genötigt, die Ansicht zurückzuweisen, daß der moderne Journalismus von Schiller abstamme; aber vom jungen Deutschland stammt er wirklich ab. Bei jedem normalen Schriftsteller und überhaupt bei jedem normalen Menschen entwickelt sich das Wort aus der Sache; bei diesen Autoren verhielt es sich umgekehrt. Immer ist zuerst die Metapher da, dann erst der Gedanke; und auch sie ist aus bloßen Worten entstanden, weshalb sie zumeist verzeichnet oder gesucht und immer trostlos nüchtern ist. Dies gilt auch von dem besten Stilisten der Schule, Ludwig Börne: wenn er zum Beispiel ausruft: „Der freie Strom der öffentlichen Meinung, dessen Wellen die Tagesschriften sind, ist der deutsche Rubikon“, so gelingt es ihm, ein Lesebuchparadigma für hohle und schiefe Rhetorik aufzustellen; und wenn Ludolf Wienbarg über Schiller sagt: „Sentimental, verständig, gutmütig, rednerisch entsprach er der sehr achtbaren Zuhörerschaft, die sich ungern den tragischen Dolch auf die Brust setzen läßt, wenn sie ihn nicht durch den Kauf schöner Phrasen und Redensarten unschädlich gemacht sieht“, so ist das bereits reiner Wippchen. Vor allem aber war ihre Schreibweise durch eine peinliche Abgeschmacktheit verdorben. Derselbe Wienbarg sagt in der bereits erwähnten Widmung seiner „Ästhetischen Feldzüge“: „Universitätsluft, Hofluft und sonstige schlechte und verdorbene Luftarten, die sich vom freien und sonnigen Völkertage absondern, muß man entweder gänzlich vermeiden oder nur auf kurze Zeit einatmen. Riechflaschen mit scharfsatirischem Essig, wie ihn zum Beispiel Börne in Paris destilliert, sind in diesem Fall nicht zu verachten“, und auf die Julirevolution dichtete er: „Mag der Franke den Mar-

seiller singen, schlürfen den Champagner der Gesänge, der, weil ihm die Flasche ward zu enge, ließ den Kork bis an die Nawa springen“; Theodor Mundt beschrieb die Tätigkeit des angebeteten „Zeitgeists“ mit den Worten: „Er zuckt, dröhnt, zieht, wirbelt und hambachert in mir; er pfeift in mir hell wie eine Wachtel, spielt die Kriegstrompete auf mir, singt die Marseillaise in allen meinen Eingeweiden und donnert mir in Lunge und Leber mit der Pauke des Aufruhrs herum“, und Gutzkow begrüßte das heranwachsende Geschlecht mit den Versen: „Glücklich seid ihr, jüng're Streiter . . . glücklich, denn so könnt ihr wissen, wo im dichterischen Schwärmen andern ihre Saiten rissen, Saiten aus Philisterdärmen . . . Von dem Speer die Eisenspitze dürft ihr stoßen in die Erde, daß er nach des Kampfes Hitze euch ein schattig Laubdach werde.“ Essigflaschen gegen schlechte Luft, Champagnerkorke, die von Paris bis Petersburg springen, in den Eingeweiden singende Marseillaisen, Saiten aus Philisterdärmen: dergleichen findet sich heute kaum mehr in Provinzblättern; und das schattenspendende Speerlaub bedeutet einen ganz offenkundigen Rückfall in den Wunderglauben, den die Jungdeutschen doch soeben erst abgeschafft hatten.

Ein anderes ihrer Schlagworte lautete: „Emanzipation der Sinne“, wobei ihnen die griechische Kultur als Ideal vorschwebte. Diese Vorstellung vom „heiter-sinnlichen“ Hellenentum ist weder klassisch noch romantisch, sondern aus der Operette, indem sie Dionysos zum Wirtshausbacchus und die apollinischen Musen zu Trikottänzerinnen macht. Mundt prägte die Devise „Bewegungsliteratur“, was einigermaßen an den heutigen Aktivismus erinnert. Nun gibt es aber nichts Aktiveres und Aktuelleres als die Tagespolitik, und daher kommt es, daß das junge Deutschland die Kunst in einem Maße mit Politik infiltriert hat, das fast unbegreiflich erscheint. Man ging so weit, zu behaupten, eine Dichtung, die nicht den Tagesfragen diene, habe keine Existenzberechtigung, womit doch wohl das Wesen der Kunst auf den Kopf gestellt wird. Einer der gefeiertsten Schauspieler jener Zeit war Eßlair. Im Hinblick auf ihn sagte Börne: „Die wahre Geschichte jedes Tages ist witziger als Molière und erhabener als Shakespeare. Ein paar Lampen an-

gezündet und die Zeitung vorgelesen – was könnte Eblair Besseres geben?“ Beim Anblick des Alpenglühens fällt Herwegh sogleich der Brand Iliens ein und erzeugt in ihm die poetische Gedankenverbindung: „Ein versinkend Königshaus raucht vor meinem Blicke, und ich ruf’ ins Land hinaus: vive la république!“, wobei er, abgesehen von dem mehr in der Gesinnung als in der Aussprache pariserischen Republikanismus, vollkommen vergißt, daß die Zerstörung Trojas durchaus keine antimonarchistische Demonstration war. Die ganze Lyrik des jungen Deutschland ist Leitartikelei: entweder liberale oder patriotische (im letzteren Falle handelte es sich meistens um „Rhein“ und „Wein“, von welcher Reimtatsache ein höchst unbescheidener Gebrauch gemacht wurde); und die Zeitungen gingen wirklich oft so weit, den Leitartikel in Gedichtform vorzusetzen. Gutzkow hatte übrigens eine Ahnung davon, daß diese Literatur eine einzige große Mißgeburt sei. Er sagte: „Börne klagt Heine der Frivolität an; aber ist es nicht der größte Leichtsinn, das Jahrhundert auf nichts zu reduzieren als die konstitutionelle Frage?“ Dies meinte er jedoch nur theoretisch; in der Praxis hat er sich nie mit etwas anderm befaßt als mit Tendenz und Politik.

Die künstlerischen Erzeugnisse dieser Generation sind denn auch ^{Gutzkow} von einer erstaunlichen Trivialität, Unnatürlichkeit und Impotenz. Es ist, um es rund herauszusagen, lauter Schmierenskomödie, Simili, herausgeputzter Ramsch für den Fünfzig-Pfennig-Bazar. Von den Stücken haben sich einige sehr lange auf der Bühne behauptet. Gutzkow schrieb eine Anzahl frostiger Zelebritätendramen: „Zopf und Schwert“, worin Friedrich Wilhelm der Erste und Ekhof vorkommen, das „Urbild des Tartuffe“, dessen Held Molière ist, „Richard Savage“, der die Schicksale dieses Dichters und Steeles, des Begründers des „Spectator“, behandelt, „Uriel Acosta“, worin der kleine Spinoza, und den „Königsleutnant“, worin der junge Goethe als Hosenrolle auftritt. Nun sind aber Berühmtheiten für den Dramatiker ein ebenso dankbares wie gefährliches Sujet. Sie sind dankbar, weil sie eine Menge fruchtbarer Nebenvorstellungen mitschwingen lassen, mit denen der Dichter operieren kann. Sie sind gefähr-